

Dipkarpaz – Hamburg: Zwei Welten¹

Von Willy Klawe²

Anfang der achtziger Jahre kamen wir als „Weihnachtsflüchtlinge“ zum ersten Mal nach Zypern und wunderten uns, dass mit Rücksicht auf die vorwiegend britischen Touristen mitten in Paphos in der Frühlingssonne Santa Claus mit Rentierschlitten und allerlei Weihnachtsdekoration die Stadt zierte. Nach zwei Weihnachtsaufenthalten im Süden Zyperns fuhren wir in den Norden – und blieben hängen. Seit gut zwanzig Jahren kommen wir nun zwei- bis dreimal jährlich für einige Urlaubswochen in den Karpaz. 1994 erwarben wir mitten in Dipkarpaz, dem „letzten Dorf vor Syrien“, ein kleines Häuschen. Bis vor drei Jahren waren wir im Dorf die einzigen „yabanci“, die Fremden.

Vor 1974 lebten etwa 10.000 Griechen in unserem Dorf. Sie flohen vor den türkischen Truppen oder siedelten in den Folgejahren in den Süden über. Übrig geblieben sind noch knapp 400 von ihnen, vorwiegend alte Leute, die von der Regierung Südzyperns über die Vereinten Nationen für ihr Bleiben großzügig unterstützt werden.

In das fast leere Dorf zogen nach der Teilung der Insel nach und nach Türken vom Festland, vor allem von der Schwarzmeerküste und aus Zentralanatolien sowie Kurden aus dem Osten Anatoliens. Jetzt leben – neben den bereits erwähnten Griechen – etwa 2000 türkische Siedler in Dipkarpaz. Die Dinge des Alltags werden in türkischer, kurdischer oder griechischer Sprache geregelt, lediglich einer der Dorflehrer spricht leidlich Englisch. Grund genug für uns, frühzeitig die türkische Sprache zu erlernen, um einigermaßen am Alltagsleben im Dorf teilzuhaben. Unser Bemühen, die Sprache unserer Nachbarn zu erlernen, hat uns ihnen sehr viel näher gebracht und uns Einsichten in ihren Alltag und Verständnis für ihr Handeln eröffnet.

Hiervon soll im folgenden die Rede sein. Mögen einige der geschilderten Erlebnisse und Beobachtungen auch zuweilen befremdlich und exotisch erscheinen, ist unsere Absicht nicht, sie in irgendeiner Weise herabzuwürdigen oder zu diskriminieren. Vielmehr geht es uns darum, ihr Handeln und Denken zu verstehen – was selbstverständlich nicht immer heißen muss, dass wir es vor dem Hintergrund unserer kultu-

¹ Erschienen in: Heinz Herbert (Hrsg.): Nordzypern mit einem Augenzwinkern, Offenbach, S. 71 - 90

² Der Verfasser ist Hochschullehrer in Hamburg, Autor des Buches „Zypern – ein politisches Reisebuch, Hamburg 1988 sowie Mitautor von „Europa erlesen: Zypern, Klagenfurt 2004

rellen Prägungen auch immer akzeptieren. Der Versuch zu verstehen ermöglicht uns – davon sind wir überzeugt – differenziertere Umgangsformen und Reaktionen als lediglich Befremdung, Irritation und Ablehnung zu entwickeln – und wir sind sicher, dass die Leserinnen und Leser die eine oder andere Erfahrung und Beobachtung mit uns teilen.

1. Beziehungen im Dorf

Weil wir wissen, dass die Frauen im Dorf häufig darauf angewiesen sind, ihre Kleidung und die ihrer Kinder selbst zu nähen, haben wir zwei gebrauchte Nähmaschine aus Deutschland mitgebracht. Unsere Idee ist, dass diese Nähmaschine zwischen den Frauen unserer Nachbarschaft „wandert“, also jeweils von der Nachbarin genutzt wird, die gerade Bedarf hat. Sinan, unser neuer Nachbar, ist besonders freundlich zu uns, regelmäßig werden wir mit Milch, Käse und Eiern versorgt, deren Bezahlung aber wird zurückgewiesen: schließlich seien wir doch „komsu“ (Nachbarn). Als unsere Abreise näher rückt und die Entscheidung ansteht, bei wem die Nähmaschine während unserer Abwesenheit verbleiben wird, fordert Sinan zu unserer Überraschung ziemlich deutlich die Maschine für seine Frau ein – ein Verhalten, das uns nach den freundlichen Wochen doch ziemlich irritiert.

Unser Verhältnis zu anderen Menschen ist in unserem kulturellen Kontext fast ausschließlich durch den Warencharakter geprägt. Warentausch bestimmt die Beziehung. Wir sind bemüht, Gutes, das man uns tut, „mit Gleichem zu vergelten“, wodurch anschließend wieder prinzipielle „Gleichheit“ hergestellt ist – oder zu bezahlen, es also als Ware oder Dienstleistung zu begreifen.

Im Dorf dient der Akt, anderen Gutes zu tun, dem Herstellen einer Beziehung, die vielfältige Abhängigkeiten schafft und als Ressource für künftige (geforderte) Unterstützung genutzt werden kann. Das Schaffen von Abhängigkeiten erfolgt nach einem „vorausseilenden“ Muster. Der Nachbar, der Eier gebracht hat und kein Geld dafür nehmen will (obwohl er dringend welches benötigt), erklärt uns kurzerhand zu „agbi“ (Bruder) und „hala“ (Tante), wir seien „arkadaslar“ (Freunde) und sein Haus stehe uns offen, sei unser Haus. Die unmittelbare Konsequenz ist, dass dieses (einseitig definierte) Verhältnis auch umgekehrt eingefordert wird: auch unser Haus (und alles was drin ist) ist sein Haus, weshalb er für selbstverständlich hält, unsere Nähmaschine und unseren Kassettenrekorder für sich zu reklamieren.

Im Dorf sind die meisten dieser wechselseitigen Abhängigkeiten ererbt oder angeheiratet und ergeben sich aus der Zugehörigkeit zum Familienclan und der Sippe. Darüber hinausgehende Beziehungen werden nach den o.g. Mechanismus aufgebaut.

„Alle Rechte und Pflichten werden...aus dem Prinzip der Gegenseitigkeit abgeleitet, d.h. aus der Notwendigkeit, eine Gabe mit einer Gegengabe zu vergelten. Dabei gilt es allerdings, zwischen symmetrischer und asymmetrischer Reziprozität zu unterscheiden. Bei der symmetrischen Reziprozität handelt es sich um eine Form der Gegenseitigkeit, bei der die Gegengabe in einem überschaubaren Zeitraum erfolgt und ungefähr äquivalent zur Gabe ist: Dies ist die Form der Gegenseitigkeit, die die Beziehungen zwischen den Haushalten bestimmt. Um asymmetrische Reziprozität handelt es sich dagegen, wenn, wie im Falle des Milchrechts, Gabe und Gegengabe in großem zeitlichen Abstand aufeinanderfolgen. Die Gegengabe besteht dann in der Regel in einer allgemeinen Verpflichtung und nicht in einer nach Qualität und Quantität fassbaren Leistung. Die asymmetrische Reziprozität bestimmt die Beziehung innerhalb des Haushalts: Die Kinder stehen in einer grundsätzlichen Schuld gegenüber ihren Eltern.“ (Schiffauer 1987)³

In der Sprache der Ethnologen stoßen mit unserer Anwesenheit im Dorf hier eine *kollektive* Kultur und eine *individualistische* Kultur aufeinander⁴. In kollektiven Kulturen ist die Zugehörigkeit zu einem Kollektiv, sei es die (Groß-) Familie, der Clan oder die Sippe überlebenswichtig, individuelle Wünsche haben sich den kollektiven Erfordernissen unterzuordnen. Wer im Konfliktfall von seinem Kollektiv verstoßen wird, ist in der sozialen Gemeinschaft nicht mehr überlebensfähig. Demgegenüber genießt in unserer Kultur das Individuum die höchste Priorität. Individualität und Persönlichkeit sind hohe Werte, die notfalls auch gegen Eltern, Familie und Verwandtschaft durchgesetzt werden. Der Konflikt mit ihnen mag zwar persönlich belastend sein, ein Weiterleben in der sozialen Gemeinschaft wird durch ihn jedoch nicht existentiell bedroht. Stoßen beide kulturellen Muster aufeinander und kämpfen jeweils um die Definitionsmacht, bedeutet dies für uns einen permanenten Stress um Abgrenzung und Behauptung

³ Vollständige Literaturangaben am Ende des Beitrages

⁴ Zu den Kulturkategorien vgl. S.Handschuck/ W.Klawe: Interkulturelle Verständigung in der Sozialen Arbeit, Weinheim und München 2004

Die Beziehungen im Dorf sind nicht an räumliche Nähe (Nachbarschaft) gebunden, sondern allgemein gültig und durchsetzbar. Leute im Dorf nennen uns „komsu“ (Nachbarn), obwohl sie am anderen Ende des Dorfes wohnen und wir sie nicht kennen (interessante Frage: wer kennt wen und weiß was über wen?). Dagegen steht unsere (idealisierte) Vorstellung von Nachbarschaft, die räumliche Nähe und soziale Nähe zusammenbringen möchte. Dieses Bemühen muss in den weitaus meisten Fällen scheitern, weil sich die vorherrschenden Beziehungsmuster des Dorfes im Zweifelsfall natürlich durchsetzen.

„Die Dorfidentität ...wird in Streusiedlungen zur mahalle-identität (mahalle bedeutet Dorf- oder Ortsteil, d. Verf.). Die Beziehungen zu allen Personen außerhalb des mahalle werden durch ihre Unterteilung in akraba (Verwandte), komsu (Nachbarn) oder yabanci (Fremde) festgelegt. Innerhalb eines mahalle wird gegenseitige Hilfe wie unter Verwandten erwartet, und die Mädchen gelten als kizlarimiz (unsere Mädchen), deren Reinheit und Tugend allen Männern eines mahalle ein Anliegen sein muß.“ (Strasser 1996, S. 37)

Freundlichkeit, gute Taten o.ä. werden deshalb nicht verhindern, dass wir trotz zunehmender Annäherung nie ganz dazugehören werden, weil wir eben nicht in eine Sippe eingebunden sind. Größtmögliche Annäherung ist am wahrscheinlichsten zu anderen „Außenseitern“, also Familien und Personen mit niedrigem sozialen Status, wo die Beziehung zu uns einen potentiellen Statuszuwachs verspricht, oder „Eliten“ (Lehrer, Bürgermeister, Künstler)

„Durch das Überreichen und Annehmen einer Gabe wird indes nicht nur eine Art Vertrag eingegangen, werden nicht nur Rechte und Verpflichtungen definiert. Man signalisiert darüber hinaus ein grundsätzliches „ja“ zu einer Beziehung. Durch eine Gabe würdigt man den anderen als Person von Ehre und Ansehen, als jemanden der der Beziehung wert ist; im gleichen Zug weiß man sich von demjenigen, der die Gabe annimmt, als Person von Ehre und Ansehen gewürdigt. Eine großzügige Gabe – man denke z.B. an Gastfreundschaft – ehrt sowohl den Gebenden als auch den Empfangenden. Dies ist der Gedanke, der dem Wert des „Ansehens“ (seref) zugrunde liegt. Dieser Wert verlangt Großzügigkeit, ja, Verschwendung. Es gilt darauf zu achten, auf jede Gabe eine Gegengabe folgen zu lassen, die möglichst größer und reichhaltiger sein sollte als das Empfangene. Ein Mann, der auf seref achtet, wird die Gabe eines anderen als eine Herausforderung begreifen, die es anzunehmen und zu beantwor-

*ten gilt, um auf keinen Fall in den Ruf zu geraten, kleinlich oder geizig zu sein.“
(Schiffauer 1987)*

2. Extremsituationen

Die kollektive Ordnung mit ihren aus unserer Sicht rigiden Wertvorstellungen und der konsequenten, fast mechanischen Sanktionierung von „AbweichlerInnen“ hilft dem Einzelnen einerseits durch ihre Klarheit, Vorhersehbarkeit, Transparenz und Konsequenz eindeutig zu wissen, was erlaubt und was verboten ist und mit welchen Sanktionen bei Verstoß gegen diese Regeln zu rechnen ist. Andererseits trägt sie dazu bei, die Ordnung im Sozialgefüge zu sichern und Gefährdungen des kollektiven Zusammenhalts abzuwehren. Gelegentlich schaffen sie aber auch für alle Beteiligten neue Probleme und individuelle Extremsituationen, von denen besonders die Frauen betroffen sind. Die drei folgenden Konflikte sind Beispiele aus unserem Dorf für solche Extremsituationen.

Entführung als Ausweg

In einer Gesellschaft, in der eheliche Beziehungen noch immer vorwiegend über die Eltern zwischen den Familien ausgehandelt werden, ist für individuelle Zuneigung, Verlieben oder gar so ein subjektives Gefühl wie Liebe kein Platz. Trotzdem gibt es immer wieder Versuche der Liebe Raum zu schaffen.

So hat Ahmet (23) begleitet von seinem Vater formgerecht um die Hand von Gülsabah (17) angehalten. Deren Eltern halten eine Ehe mit einem (fast) Analphabeten für nicht standesgemäß und erträumen für ihre Tochter eher eine Ehe mit einem Lehrer, lehnen deshalb den Heiratsantrag ab.

Zwei Tage danach ruft Gülsabah „ihren“ Ahmet an, er möge sie abholen, d.h. „entführen“. So geschieht es. Die beiden Jugendlichen sind „offiziell“ für zehn Tage verschwunden, melden sich aber regelmäßig per Telefon, um die Stimmung der Eltern zu erkunden. Danach tauchen sie wieder auf. Jetzt „müssen“ die Eltern zustimmen, um die Ehre wieder herzustellen. Solche Entführungen können aber auch leicht – immer noch – in Blutrache durch die Brüder der vorgeblich „geschändeten“ Schwester münden, um die Ehre der Familie zu retten

Ehrenrettung durch Zwangsheirat

Gülseren (18) geht nach einigen Problemen in der Schule nicht mehr dorthin und ist seit einem Jahr nur noch zu Hause. Wie alle Jugendlichen schwärmt auch sie für einen jungen Mann im Dorf, dies aufgrund der geschlechtsdifferenzierten Lebensräume nur aus der Ferne und vermutlich ohne dass der Betreffende davon weiß. Eines Tages besucht sie eine ehemalige Schulfreundin in deren Elternhaus. Diese hat einen älteren Bruder, der sich (zufällig) dort aufhält.

Als Gülserens Vater davon erfährt, verprügelt er sie, verhängt Hausarrest und verheiratet sie innerhalb kürzester Zeit mit einem Cousin, der drei Jahre jünger ist. So ist die Familienehre gerettet – aber vermutlich ein Leben zerstört.

In einem zurückliegenden ähnlichen Fall beging die junge Ehefrau einen Selbstmordversuch.

Ausschluss bis zum Freitod

Seit einiger Zeit ging das Gerücht um, eine junge verheiratete Frau, Mutter von drei Kindern, habe eine Beziehung zu einem anderen Mann im Dorf. Im alltäglichen Umgang mit dieser Familie merkten wir zunächst nichts, konnten diese Geschichte auch nicht so recht glauben, halten sie für nachbarlichen Klatsch. Einige Monate später trennen sich die Eheleute. Der Mann versucht in Amerika Arbeit zu finden, die Frau zieht mit ihren Kindern zur Mutter.

Einige Zeit später geht sie auf eindeutige Angebote jenes anderen Mannes im Dorf ein, schließt eine Ehe vor dem Imam und zieht in seinen Haushalt. Ihre Kinder wenden sich von ihr ab, bleiben bei ihrer Großmutter, ihr Ex-Ehemann, der zwischenzeitlich zurück gekehrt ist, ist entsetzt und verbittert – entsteht doch der Eindruck, dass die damaligen Gerüchte nachträglich bestätigt werden.

Der Ehrenkodex und das familienbezogene Wertesystem verlangen vom Dorf und vor allem von der eigenen (Groß-)Familie die vollständige Abwendung von dieser Frau. So geschieht es: die eigenen Eltern, Geschwister und Verwandten, aber auch die Nachbarinnen und Freundinnen wenden sich – bis auf wenige Ausnahmen – von ihr ab. Sie ist völlig isoliert

Zusätzlich sperrt sie der neue Ehemann, der bereits zwei Ehefrauen hat, ein und unterbindet jeden Kontakt zu Außenwelt. In ihrer Ausweglosigkeit vergiftet sich die junge Frau mit Unkrautvernichtungsmitteln und stirbt einen qualvollen Tod.

Jetzt zeigt sich die Umwelt entsetzt, aber es gibt auch männliche Stimmen im Dorf, die befriedigt äußern, es gebe jetzt „einen Dreck weniger“ im Dorf. Überhaupt sind die vorrangigen Reaktionen bemüht entweder das traurige Ereignis „auf Distanz“ zu halten, es als etwas aus einer anderen, unverständlichen und vielleicht auch schmutzigen Welt zu interpretieren, oder aber klar als Abweichung zu markieren und zu sanktionieren und damit die Ordnung wieder herzustellen. (Selbst-)kritische Reflexionen über den eigenen Anteil an diesem – und den anderen – Schicksalen dürfte die Ausnahme sein, wie ebenso auch das System selbst nicht in Frage gestellt wird.

3. Soziale Struktur im Dorf

Abgrenzung und klare (äußere) Solidargemeinschaften gliedern die sozialen Beziehungen im Dorf. Unabhängig davon, wie man persönlich zueinander steht, unterstützt man sich in der auf verwandtschaftliche Beziehungen beruhenden Sippe vorbehaltlos. Man hilft sich mit Geräten, Geld, ergreift Partei füreinander gegenüber anderen. Dieses System wird durch wechselseitige Verheiratungen stabilisiert.

Da sich die Sippen in den gleichen Stadt-/Dorfteilen (mahalle) niederlassen und über Infrastrukturen verfügen (man kauft bei dem Kaufmann, der der Sippe nahe steht) sind diese Sozialsysteme relativ einheitlich und stabil und haben mehr oder weniger deutliche Außengrenzen. Die Dorfteile erhalten so einen spezifischen „Ruf“.

Das „Innen“ und „Außen“ dieser Systeme wird darüber hinaus durch explizite Abgrenzung – meist durch Abwertung des jeweils anderen – verdeutlicht. Immer wieder werden in den Familien andere Familien oder Sippen – wenn die Sprache auf sie kommt – abgewertet als unmoralisch, diebisch, mafiös o.ä. Dies geschieht einerseits gegenseitig, andererseits werden manche Familien von kollektiver Abwehr betroffen, was ein Hinweis auf ihren geringen Status in der Dorfgemeinschaft sein kann. Häufig sind dies Familien, die einzeln, nicht in großer Sippe eingewandert sind, oder deren Sippe in einem anderen Dorfteil wohnt. Das war übrigens auch ein wichtiger Grund, weshalb unsere (individualistische) Vorstellung vom „Wandern“ der Nähmaschine nicht funktionieren konnte.

Andererseits zwingt die prekäre (ökonomische) Lebenslage (fast) aller Dorfbewohner auch hier häufig zu gegenseitiger Unterstützung auch über diese sozialen Differenzen hinweg.

Diese beschriebenen Mechanismen gelten im Prinzip für alle Familien des Dorfes, allerdings bekommt die jeweilige Volksgruppenzugehörigkeit hier noch einen besonderen Stellenwert.

Im Alltag ist – gezwungenermaßen- der Umgang zwischen Griechen, Türken und Kurden relativ unproblematisch und auf die Bewältigung anstehender Alltagsanforderungen konzentriert. Offene Konflikte sind selten und dann zumeist eher Ausdruck der jeweiligen psychischen Konstitution der Beteiligten als Ergebnis der jeweiligen Gruppenzugehörigkeit. Gleichwohl gibt es unterhalb dieser Alltagsebene generalisierte Vorurteile, die der jeweils anderen Volksgruppe spezifische Eigenschaften und ein entsprechendes Verhalten zuschreiben.. Interessanterweise gleichen sich die gegenseitigen Zuschreibungen fast wörtlich: die andere Gruppe wird jeweils als aggressiv, aufbrausend, verschlagen, unehrlich, geldgierig etc. beschrieben. Mit dem Mechanismus des „fencing in“ werden diese generalisierten Zuschreibungen mit den – u.U. anderslautenden – Alltagserfahrungen zur Deckung gebracht, indem die konkreten Nachbarn von den allgemeinen Vorurteilen ihrer jeweiligen Gruppen gegenüber ausgenommen werden: „Andros ist in Ordnung, mit dem komme ich als Nachbar gut klar – aber das ist ja auch kein typischer Grieche“.

Der Einfluss der Politik und aktueller Ereignisse auf diese Bilder voneinander ist unklar. Zumindest nach außen hin sind entsprechende Stellungnahmen selten, obwohl die türkischen Medien wie auch das kurdische Fernsehen (und vermutlich das griechische ebenso) in dieser Hinsicht im Aufbau und der Aufmachung der Berichte reine Propagandamaschinen sind.

Übrigens scheinen auch die Parteizugehörigkeiten weniger politisch motiviert als zufällig und beziehungsgesteuert zu sein. Allerdings stoßen wir hier auch häufig an unsere sprachlichen Grenzen, um das beurteilen zu können.

4. Das Verhältnis zur Zeit

Schon 1554 beklagt sich Ogier Ghiselin de Busbecq, Gesandter des Kaisers am Hof des Sultans, über die Schwierigkeiten mit Türken Verabredungen zu treffen, 2....denn die Türken kennen keine Stunden, um die Zeit zu bestimmen, so wie sie auch keine Meilensteine kennen, um Entfernungen zu markieren.“ Sein Bericht stammt zwar aus einer Zeit, zu der lediglich einige Wenige über funktionierende Uhren verfügten, aber unsere Erfahrungen heute erwecken den Eindruck, am Zeitempfinden der Türken habe sich trotz präziser Möglichkeiten der Zeitmessung nicht viel geändert. Das liegt

vor allem daran, dass im türkischen Kulturkreis – zumindest in ländlichen, traditionell orientierten Regionen – ein eher *zirkuläres Zeitverständnis* herrscht, während in westlichen Industriestaaten ein *lineares Zeitverständnis* vorherrscht. Unser lineares Zeitverständnis geht prinzipiell davon aus, dass unser Leben einen Anfang und ein Ende hat. Dadurch ist unsere Zeit begrenzt und wir müssen diese Zeit *gut nutzen*, dürfen „keine Zeit verlieren“, müssen genau *planen*, wofür wir unsere Zeit einsetzen, „Zeit ist schließlich Geld“. Weil wir unsere Zeit gut einteilen müssen, messen wir sie genau mit Uhren, um uns präzise verabreden und *pünktlich* sein zu können. Mehr noch: wenn wir uns dann treffen, müssen wir möglichst ergebnisorientiert kommunizieren, damit das Treffen „auch was gebracht hat“.

Der zirkulär denkende Mensch dagegen geht davon aus, dass alles im Leben wiederkehrt. Herz- und Biorhythmus, der Lauf der Jahreszeiten und die damit verbundenen Arbeiten (Aussaat, Ernte), der Lebenszyklus eines Menschen sind Belege für dieses Zeitverständnis. Wenn aber alles in irgendeiner Weise wiederkehrt, erscheint ein Verständnis von Zeit als einer knappen Ware, mit der man haushalten muss, absurd. Folglich kommt es bei Begegnungen vor allem darauf an, dass man zusammen ist, und nicht so sehr, welche Ergebnisse man dabei erzielt. Und die Gegenwart ist deshalb auch wichtiger als an die Zukunft zu denken oder gar zu planen. „Die Zukunft gehört Gott“ und sie durch Planungen vorherbestimmen oder erzwingen zu wollen ist Gotteslästerung. So beeilen sich unsere Nachbarn immer wenn wir ihnen sagen, wann wir wiederkommen werden, schnell ein „Inshallah“ (so Gott will) anzufügen – und irgendwie haben sie recht, man weiß ja nie, ob es wirklich klappen wird.

Diese beiden Zeitverständnisse stehen sich – selbst in unserem Dorf – nicht ungebrochen und in „Reinkultur“ gegenüber, aber die unterschiedliche Orientierung reicht immer noch für eine Reihe von Irritationen auf beiden Seiten. So tut jeder, der sich auf Zypern mit Einheimischen verabredet, gut daran, viel Zeit mitzubringen, um zu warten, bis der Partner kommt und Geduld zu haben, bis der eigentliche Anlass der Verabredung zur Sprache kommt. Dabei ist eben für beide Seiten der „eigentliche Anlass“ möglicherweise sehr unterschiedlich: während für uns wichtig ist, ein Projekt zu planen, einen Handwerksauftrag zu besprechen oder irgendeine andere Absprache zu treffen, ist es vielleicht für unser Gegenüber viel wichtiger, dass wir zusammensitzen, Tee trinken, uns kennen lernen und über die Familie und dies und das zu reden.

So wollten wir vor einigen Jahren die Grundschule im Dorf nach Kräften unterstützen. Wegen der geringen Freizeitmöglichkeiten für Kinder und Jugendliche im Dorf sollte in der Schule eine Bibliothek aufgebaut werden, für die nur wenig finanzielle Mittel zur Verfügung standen. Wir erkundigten uns bei den Lehrern, was benötigt wurde, und gingen zurückgekehrt in Hamburg voller Enthusiasmus daran, bei den öffentlichen Bücherhallen ausrangierte türkischsprachige Kinder- und Jugendbücher zu besorgen. Die Gelegenheit war günstig, in einigen Bücherhallen wurde der Bestand an türkischen Büchern gerade drastisch reduziert, weil offensichtlich wenig Nachfrage bestand. So war es möglich, auch viele gut erhaltene Bücher kartonweise nach Zypern zu bringen. Dort erinnerte sich niemand mehr an unsere Absprachen. Die Bibliothek ist noch immer nicht fertiggestellt und unsere Bücher ruhen – so es sie überhaupt noch gibt – in staubigen Kartons in irgendeiner Ecke.

Auch mit den Grundschulern selbst wollten wir ein Projekt starten. Im Kontakt mit einigen Lehrern der Schule entstand die Idee für eine Fotoerkundung. Die Schülerinnen und Schüler sollten – ausgestattet mit einfachen Kameras – ihren ganz normalen Alltag fotografieren. Wir wollten die Filme dann mitnehmen, in Deutschland entwickeln und einige Bildern eventuell vergrößern lassen und in einem öffentlich zugänglichen Raum im Zentrum des Dorfes ausstellen, um durchfahrenden Touristen einen Einblick in den Alltag des Dorfes zu ermöglichen.

Zunächst wurde vereinbart, dass wir einige Fotoapparate mitbringen und der Schule zur Verfügung stellen, was wir bei unserem nächsten Aufenthalt auch taten. Die Apparate wurden weiter gegeben, mit den Lehrern verabredet, dass während unserer Abwesenheit die Fotoerkundung laufen sollte, damit wir bei unserem nächsten Aufenthalt in einigen Monaten die Filme dann mitnehmen konnten.

Einige Monate später war natürlich nichts geschehen, keine Fotos, kein Projekt, bestenfalls Schulterzucken. Unserem Hinweis auf Verabredungen und Zeitplan wurde lediglich entgegnet: „Was regt ihr Euch denn so auf, ihr werdet ja wiederkommen, dieses Jahr, nächstes Jahr, irgendwann wird es schon klappen.“

5. Boulevard of broken dreams

Ein anderes, immer wiederkehrendes Beispiel für mangelnde Planung sind die abgebrochenen oder gescheiterten Projekte der Dorfbewohner selbst. Vor gut zehn Jah-

ren gab es in Dipkarpaz und Umgebung kaum Möglichkeiten auswärts zu essen und es schien auch keinen Bedarf dafür zu geben. Die Einheimischen konnten sich das ohnehin nicht leisten, die Touristen fahren auf ihrem Weg zum Andreas-Kloster und zurück durchs Dorf durch, hielten bestenfalls, um die griechisch-orthodoxe Kirche in der Dorfmitte zu fotografieren und dabei gleich noch eine Cola aus dem Laden nebenan mitzunehmen. Dann war das Blue Sea Hotel mit Restaurant fertiggestellt und wurde gut besucht. Plötzlich erschien ein eigenes Restaurant vielen im Dorf als Ausweg aus Arbeitslosigkeit und Armut. Je nach finanziellen Möglichkeiten – und natürlich teilweise mit erheblicher Verschuldung – wurden Bretterbuden oder feste Gebäude errichtet, jeder wollte am Geschäft teilhaben. Nur wurde dabei nicht bedacht, dass der „Kuchen des Tourismus“ in Nordzypern generell und auf dem Karpaz besonders eher klein und in den letzten Jahren stetig geschrumpft ist. Und wenn sich viele den kleinen Kuchen teilen, bleibt für jeden nicht genug, um davon zu leben. Und so wurden Gebäude und Plätze wieder aufgegeben oder an den Nächsten verkauft, der sein Glück versuchen wollte, und am Ende blieben buchstäblich Ruinen zurück. So wird die Strecke von Yenierenköy bis zum Andreas-Kloster zu einem „Boulevard of broken dreams“, gesäumt von begrabenen Hoffnungen.

Schönes Sinnbild dafür ist die fertig gestellte, jedoch nie in Betrieb genommene große Feriensiedlung bei Yenierenköy . Vor sieben oder acht Jahren wurden dort an der Küste mit erheblichen Kapitaleinsatz rund 40 stabile, gut ausgestattete Blockhäuser mit dazugehörigem Restaurantgebäude errichtet. Gerüchten zufolge sollte es vor allem deutsche FKK-Urlauber beherbergen. Die Anlage ist bis heute außer von einem Nachtwächter noch nie bewohnt worden. Die Häuser verfallen langsam – wieder eine Ruine mehr.

Ideen werden geboren, mit viel Elan und Geld, aber wenig Analyse und Fachlichkeit angeleiert und versanden dann als halbfertige Ruine o.ä. – bis zur nächsten Idee. Es ist fast schon ein spielerisches Ausprobieren aller möglichen Optionen, nicht gedanklich sondern real. Dabei werden gelegentlich rechtsfreie Räume ebenso extensiv genutzt wie Rechtsnormen verletzt.

Da diese aber auch nur noch abhängig von den individuellen Verbindungen durchgesetzt werden, erscheint normgerechtes Verhalten zunehmend eher als „dumm“, denn es passiert ja nichts, wenn man Normen überschreitet – vorausgesetzt, man hat die entsprechenden Kontakte. Entsprechend hat der Raffinierte, Bauernschlaue, Tuschenspieler einen höheren Status als diejenigen Einwohner, die durch stetige und

harte Arbeit etwas aufgebaut haben. Dass ihnen dies gelungen ist, kann – so die allgemeine Meinung – nur damit zu tun haben, dass sie einflussreiche Kontakte haben.

6. Umgang mit Ressourcen

Im Dorf werden wahllos die restlichen Bäume gefällt und feucht verfeuert, Häuser werden „kaputtgewohnt“ usw. Offensichtlich gibt es keine Planung i.S. einer zukunftsorientierten Vorratshaltung (z.B. Holz sammeln und stapeln). Dies überrascht, geht man davon aus, dass ein Teil der Dorfbewohner durchaus aus dörflichen Umgebungen kommt, in denen eine solche Vorratshaltung nicht nur üblich, sondern auch notwendig war (vgl. Makal 1983, Edgü 1987).

Stattdessen steht die jeweils aktuelle Situation (und augenscheinlich nur sie) im Vordergrund. So wird z.B. wenn mal Geld im Haushalt zur Verfügung steht z.T. mit großer Verschuldung ein neues Auto gekauft. Wenn es nach kurzer Zeit kaputtgeht: „napalim“ (Was soll man machen)? Als – Mitte der neunziger Jahre – das Dorf endlich mit der Welt verbunden und jedes Haus an das Telefonnetz angeschlossen war, wurde telefoniert, was das Zeug hielt: mehrfach am Tag mit der nur 50 m entfernt wohnenden Nachbarin, mit sämtlichen Verwandten in der Türkei und den entferntesten Vettern in Deutschland oder England. Das –fast kindliche – Erstaunen war groß darüber, dass die Telefongesellschaft dafür auch noch Rechnungen zustellte, die die Mehrheit überhaupt nicht bezahlen konnte. So war es mit der Verbindung zur Welt für die meisten ziemlich schnell vorbei (einige Jahre später war Gleiches im Zusammenhang mit den Handys zu beobachten).

Liegt es daran, dass sie hier fast alles „geliefert“ bekommen oder liegt es an den ungewissen Zukunftsperspektiven, die schon eine mittelfristige Planung nicht lohnend erscheinen lassen? Unterscheiden sich Dorfbewohner, die aus der Stadt kommen von denen, die ursprünglich aus dörflichen Verhältnissen kamen?

Ist erst die akute Not (Selbstversuch: unser Wasser) erforderlich, um auf einen vernünftigen (ökologischen) Umgang mit Ressourcen zurückzukommen?

Oder spielt hier die Sicherheit eine Rolle, auch in der größten Not in irgendeiner Weise von der Sippe aufgefangen zu werden und Hilfe zu erhalten?

7.und wir?

Wir sind mittendrin in diesem Dorf, schwanken täglich zwischen Irritation und Faszination, versuchen zu verstehen und verzweifeln nicht selten dabei. Wir erleben zwei Welten: unsere vertraute, gewohnte Welt in Hamburg, in die wir hineingewachsen sind, deren Normen und Werte wir zu kennen glauben und für die wir erprobte Strategien zur Alltagsbewältigung haben. Und wir erleben eine andere Welt, die wir Schritt für Schritt kennen und verstehen lernen, die aber für uns wohl immer ein Stück fremd bleiben wird.

Dieser Wechsel zwischen den Welten ist manchmal anstrengend, häufiger jedoch faszinierend und anregend. Er schafft den Blick dafür, das (vermeintlich) Selbstverständliche zu Hause nicht mehr ganz so selbstverständlich zu nehmen, auf seine Ursachen, seine Funktionen hin zu hinterfragen. Und vielleicht die eine oder andere Anregung des Lebens auf Zypern mit in den Alltag zu nehmen.

Es ist ja was dran und vielleicht ein Zuwachs an Lebensqualität, wenn Begegnungen nicht (nur) zielgerichtet bewertet werden, sondern ihre Bedeutung daraus gewinnen, dass man einfach zusammen ist. Und es ist hilfreich zu erkennen, dass in unserem Dorf die Menschen mit Armut und existentiellen Problemen kämpfen, während uns in Hamburg vorwiegend Stilfragen bewegen (welche Stereoanlage oder welcher Autotyp solls denn sein?).

Das hilft, vieles in anderem Licht zu sehen, zu relativieren und zu erkennen, dass auch andere Lebensentwürfe möglich sind. Diese Erfahrung möchten wir – auch in Zukunft – trotz aller Irritationen und Befremdung nicht missen!

Literatur:

Edgü, Ferit (1987): Ein Winter in Hakkari, Zürich

Handschuck, Sabine/ Klawe, Willy (2004): Interkulturelle Verständigung in der Sozialen Arbeit, Weinheim und München

Makal, Mahmut (1983): Unser Dorf in Anatolien, Berlin

Ogier Ghiselin de Busbecq (1554): Vier Briefe aus der Türkei, Ausgabe Verlag der philosophischen Akademie, Erlangen 1926

Schiffauer, Werner (1983) Die Gewalt der Ehre, Frankfurt/M.

Schiffauer, Werner (1987): Die Bauern von Subay – Das Leben in einem türkischen Dorf, Stuttgart

Strasser, Sabine (1995): Die Unreinheit ist fruchtbar! – Geschlechterbeziehungen in einem türkischen Dorf, Reinbek